

DONALD WANDREI

TOTE TITANEN,  
ERWACHT!

Aus dem Amerikanischen  
und mit einem Nachwort  
von Andreas Fliedner

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Dead Titans, Waken!*  
erschien 2011 im Verlag Centipede Press.  
Copyright © 2011 by Harold Hughesdon

Einmalige Vorzugsausgabe November 2020  
Limitiert auf 999 Exemplare  
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Arndt Drechsler  
Alle Rechte vorbehalten



## I.

# DAS GEHEIMNIS VON ISLING

Die Vadia ist eine alte gepflasterte Straße, die sich vorbei an dem Dorf Isling zieht. Sie umrundet Isling im Westen, bis sie auf den Friedhof stößt. Dort endet sie abrupt, und ein Feldweg führt im Bogen um den Friedhof herum, wo die Vadia auf der gegenüberliegenden Seite weitergeht.

Zur Zeit der römischen Besatzung zogen Legionäre über die Vadia, doch angelegt wurde sie der Legende nach, schon lange bevor die kaiserliche Armee kam. Die Archäologen glauben der Legende nicht. Ihren Erkenntnissen nach waren die Pikten und Gälern, die damals die unwegsamen Berge und das Tiefland durchstreiften, zu einer solchen baulichen Leistung gar nicht fähig. Aber manch eine Legende enthält Wahrheiten, die von der Archäologie übersehen werden, und die Überlieferung des einfachen Volkes hat ihre eigene Art, vergessene Tatsachen zu bewahren.

Isling ist voll solcher Legenden, in deren Mittelpunkt zumeist die Vadia steht. Einer Überlieferung

zufolge ist schon ihr Name eine verfälschte Form des lateinischen *Via Dei* – Straße Gottes –, und diejenigen, die dieser Überlieferung Glauben schenken, weisen auf den Friedhof hin, von dem kein Mensch weiß, wie alt er ist. Andere sind überzeugt, dass der Name sich von *Via Diaboli* – Straße des Teufels – ableitet, und führen zum Beleg an, dass die Straße am Friedhof so abrupt unterbrochen wird. Wieder andere sagen, es sei bloß ein Name ohne besondere Bedeutung.

Bis zu dem Tag, an dem das Grauen den uralten Grüften entstieg, waren die Legenden bloß Geschichten, die sich alte Jungfern am knisternden Feuer erzählten. Gewiss, gelegentlich hatte man römische Münzen gefunden und Tonscherben, und als man einst ein Grab aushob, waren gewisse Gegenstände zum Vorschein gekommen, die den Pfarrer dazu veranlasst hatten, den gesamten Friedhof für unrein zu erklären und anzuordnen, einen neuen Begräbnisplatz anzulegen. Das war in der Regierungszeit der Königin Elisabeth gewesen. 100 Jahre später, auf dem Höhepunkt der großen Pest, hatte man den alten Friedhof hastig wieder geöffnet, doch aus unklaren Gründen wurde kein einziger Leichnam dort bestattet.

Seitdem hatte die alte Begräbnisstätte überdauert, als eine Art melancholische Mahnung an die Vergangenheit, und die wenigen verwitterten und umgestürzten Grabsteine aus dem 16. Jahrhundert wirkten merkwürdig jung angesichts der 2000 Jahre alten Grüfte, die angeblich tief unter der Erdoberfläche lagen und

jetzt mit dem Schutt und den Überresten von 20 und mehr Jahrhunderten bedeckt waren.

Man munkelte, dass hier während der römischen Besatzung gotteslästerliche Riten vollzogen und ausschweifende Orgien gefeiert worden waren; dass in noch früheren Zeiten die Druiden ihre Rituale hier abgehalten hätten und, in noch weiter zurückliegenden Tagen, der Teufel den Grund und Boden für sich beansprucht habe. In vermoderten Gemeindebüchern gab es einen Eintrag, den ein gewisser John Clelonde im Jahre unseres Herrn 1665 gemacht hatte: »Heute haben wir 19 weitere arme Sterbliche begraben, und auch die Frauen und Kinder werden nicht verschont. Der Zorn Gottes hält unvermindert an. Ich befahl allen, die noch nicht erkrankt waren, ihre Seelen der Obhut unseres Herrn zu empfehlen und zu beten, dass seine Rache von uns genommen werde. Die Geschäfte sind alle geschlossen. Kaum jemand wagt aus dem Haus zu gehen, aus Furcht, von der Pestilenz ergriffen zu werden. Wir sind in großer Bedrängnis, die Toten zu bestatten. Der neu angelegte Platz ist bereits überfüllt, und wir wagen nicht, den Teufelsfriedhof zu benutzen, wegen des verfluchten Bildnisses, das heute vor einer Woche dort gefunden wurde.«

Das besagte Bildnis existiert nicht mehr, falls es je existiert hat. Doch die Legenden überdauerten und wurden von Generation zu Generation und von Mund zu Mund weitergegeben, so wie die Volksüberlieferung Geschichten aus einer Zeit lebendig erhält, als Bilder, die sich den Tafeln des Geistes aufprägten,

die einzigen Aufzeichnungen der Vergangenheit waren, welche die Menschen besaßen.

Diese Legenden sollten erneut eine schreckliche Bedeutung gewinnen, als am Spätnachmittag eines schwülen Julitages der elfjährige Willy Grant nach Hause kam und stolz einen kleinen Gegenstand präsentierte, den er gefunden hatte.

»Was ist das?«, fragte seine Mutter, deren Augen nicht allzu gut waren.

»Weiß nich'. Ich und Bill und Jack ham's gefunden. Aber ich hab's zuerst gesehen, also ist es meins.«

»Wo habt ihr's gefunden?«

Der Junge zögerte kurz. »Wir sind alle auf den alten Friedhof gegangen, weil Bill gesagt hat, wir würden uns nich' trauen, und ich hab's in der Erde stecken sehen, also hab ich's rausgezogen und mitgebracht.«

Die abergläubische Mrs. Grant hatte schon mehr gehört, als ihr lieb war. »Gib her«, befahl sie in jenem elterlichen Tonfall, der keine Widerrede zulässt. Willy gehorchte. Sie nahm den Gegenstand und schleudert ihn, ohne ihn anzusehen, in Richtung Straße. »Morgen«, fuhr sie im selben Ton fort, »bringst du das Ding dahin zurück, wo du es gefunden hast, und lässt es da. Jetzt rein mit dir, und wenn du noch einmal auch nur in die Nähe des Friedhofs gehst, dann setzt es eine Tracht Prügel, die du dein Leben nicht vergisst.«

Willy protestierte, doch seine Mutter wollte nichts hören und wiederholte nur ihre Drohung, ihn grün und blau zu prügeln, sollte er jemals wieder auch nur in die Nähe des Friedhofs gehen oder jenen Gegenstand noch einmal ins Haus bringen.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit kam John Grant von seinem Tagwerk nach Hause und Mrs. Grant machte sich daran, das Abendessen vorzubereiten. Ihrem Mann sagte sie nichts über Willys Entdeckung. Vielleicht hatte sie die Angelegenheit auch schon wieder vergessen, jedenfalls bemerkte sie nicht, dass der Junge sich kurz nach draußen gestohlen hatte und sich nun zurück auf sein Zimmer schlich, wobei er etwas unter seiner Jacke verbarg.

Nach dem Essen verging der Rest des Abends mit jenem Geplauder, mit dem die Eheleute seit mehr als einem Dutzend Jahren ihre Tage zu beenden pflegten. Um genau halb zehn wurde Willy ins Bett geschickt und um zehn folgten Mr. und Mrs. Grant, gemäß der unveränderlichen Routine ihres Lebens. Die Nacht war ruhig, aber heiß und feucht. Von seiner harten Arbeit erschöpft, schlief Mr. Grant rasch ein. Mrs. Grant hingegen fand keine Ruhe und lag noch lange Zeit wach, doch auch sie fiel schließlich in einen unruhigen Schlaf.

Zum ersten Mal seit vielen Monaten träumte sie. Und ihr Traum war ein außergewöhnlicher und schrecklicher Traum, wie sie ihn noch nie zuvor gehabt hatte. Sie meinte, an einem Friedhof mit Hunderten alten weißen Grabsteinen vorbeizugehen, die überall gespenstisch aus der Erde ragten. Sie wollte weglaufen, doch die magnetische Kraft des Traumlandes hielt sie fest. Während sie schaute, huschte ein merkwürdiges kleines graues Etwas mit dem Gesicht ihres Sohnes über den Friedhof und zog ein steinernes Bildnis aus der Erde. In diesem Moment verwandelten sich die

weißen Grabsteine plötzlich in riesige steinerne Bildnisse und reckten sich himmelwärts, bis eine gigantische Armee unerbittlicher Ungeheuer vor ihr stand. Und zu ihren Füßen öffneten sich die Gräber und legten endlose unterirdische Gänge frei, die hinab in die Eingeweide der Erde führten und aus deren unermesslichen Tiefen der Gestank uralter Fäulnis aufstieg. Das Ding mit Willys Gesicht trippelte mit seiner Beute davon, und sie schrie auf und wollte ihm zurufen, seine Last fallen zu lassen, aber kein Laut kam aus ihrer Kehle, und das kleine Tier huschte bei ihrem Anblick rasch davon. Und nun setzten sich die Titanen mit mächtigen Schritten in Bewegung, bis sie einen Kreis um das graue Wesen bildeten. Langsam, ganz langsam schlossen sich die gigantischen Gliedmaßen um den Gefangenen, der Kreis wurde enger, unbewegliche Steingesichter starrten auf das Tierchen, das sich winselnd mal hierhin und mal dorthin wandte und zu entkommen versuchte. Sie sah, wie es zum Eingang eines jener unergründlichen Gänge getrieben wurde, näher und immer näher ...

Ein Schreckenschrei riss John und Madge Grant gleichzeitig aus dem Schlaf. John sprang aus dem Bett und rannte in Willys Zimmer, während die alte Madge mit zitternden Händen eine Lampe entzündete und ihm folgte. Sie hörte, wie ihr Mann ausrief »Sohn, was ist mit dir?«, aber sie vernahm keine Antwort. Sie brachte die Lampe, und gemeinsam sahen sie in das Zimmer.

John Grant schrie auf, doch seine Frau gab keinen Laut von sich, als sie ohnmächtig zusammensackte.



Das Glas der Lampe zersprang, und eine kleine Flammenzunge leckte hervor, und in diesem Moment entschied sich John Grant für die Lebenden und gegen die Toten und trug seine Frau hinaus in Sicherheit. Die grässliche grüne und faulige Gestalt auf dem Bett, die stellenweise schon in Verwesung übergegangen war, so als ob ein ekelhafter riesiger Wurm überall Stücke aus ihr herausgenagt hatte, war nur noch eine obszöne Karikatur des Jungen, der einmal sein Sohn gewesen war. Und die schwarzen Augen, die ihn blind anstarrten, hatten niemals seinem Sohn gehört. Und trotz seines Schmerzes schickte John Grant ein stilles Gebet zum Himmel, während das Haus bis auf die Grundmauern niederbrannte.

Als sie wieder zu Bewusstsein kam, war aus der alten Madge die wahnsinnige Madge geworden. Sie murmelte etwas von einem »... kleinen grünen riesigen Stein, der Willy gefressen hatte«, und die Nachbarn schüttelten die Köpfe. Sie nahm die Gewohnheit an, auf der Vadia entlangzuwandern und mit verfilztem Haar und stierem Blick um den Friedhof herumzustreichen. Wenn jemand fragte, wonach sie suche, dann antwortete sie, dass sie hinter dem grünen Stein her sei, der ihren Willy gefressen habe. Wenn sie nicht wahnsinnig gewesen wäre, dann hätten die Neugierigen vielleicht genauer nachgefragt, was sie meine. Doch man hielt ihre Worte für das irre Gerede einer Geistesgestörten und John Grants Lippen waren fest verschlossen. Er hielt es für besser, die Dörfler in dem Glauben zu lassen, dass

sein Sohn bei einem unglückseligen, aber zufällig ausgebrochenen Brand ums Leben gekommen war.

Die Tage zogen vorüber und ein drückender Nachmittag reihte sich an den anderen, während sich der Juli seinem Ende näherte. 14 Tage nach der Tragödie sahen einige Dörfler die verrückte Madge in der hereinbrechenden Abenddämmerung auf der Vadia. Sie trug etwas bei sich, das sie in ihr Schultertuch gewickelt hatte, und keuchte, als ob sie weit gelaufen wäre. Niemand war in der Nähe, als sie von der Straße abbog und auf eine leer stehende Hütte zustolperte, in der sie und ihr Mann vorübergehend untergekommen waren. Was sie bei sich trug, erregte kaum Neugier, da man ihr merkwürdiges Benehmen ihrem Wahnsinn zuschrieb.

Sie betrat ihr neues Zuhause, wo ihr Mann bereits auf sie wartete. Als er ihr unordentliches Äußeres und das Bündel bemerkte, das sie eng an sich presste, sah er sie erstaunt und mitleidig an.

»Was ist los, Madge? Was hast du da?«, fragte er freundlich.

Sie seufzte auf und stammelte, dass sie Willy gefunden habe. Ein seltsames Funkeln wahnsinniger Freude glitzerte in ihren Augen, sie drückte das Bündel heftiger an ihre Brust und flüsterte ihm sinnlose Worte zu. John versuchte zu erspählen, was sie da bei sich trug, doch sie wich mit einem Fauchen zurück und presste das Ding noch fester an sich. Als sie sich auf einen Stuhl setzte, öffnete sich das Tuchbündel für einen Moment, doch alles, was er erkennen konnte, war, dass sein Inhalt grau oder

möglicherweise grünlich zu sein schien. Madge wiegte sich unaufhörlich vor und zurück und führte flüsternde Selbstgespräche. Schließlich verstand John ein paar Worte, bei denen es ihm kalt über den Rücken lief: »Der kleine grüne Stein, der Willy aufgefressen hat.« Diesen Satz wiederholte seine Frau unaufhörlich, zusammen mit der gemurmelten Bitte, etwas möge ihr »Willy zurückgeben. Er hat sich doch nichts dabei gedacht«.

Den ganzen Abend lang erhellte das Wetterleuchten eines Hitzegewitters den Himmel, und die Luft war schwül und schwer. Über ihren Köpfen türmten sich die Wolken und es schien, als ob die seit Wochen anhaltende Dürre endlich ein Ende finden würde. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit fielen die ersten großen Tropfen. Es gab einen Augenblick der Stille, dann erhob sich der Wind und peitschte den Regen in Böen gegen die Fenster.

Als es Zeit zum Schlafengehen war, ließ sich die verrückte Madge folgsam zu Bett bringen, doch von dem Ding, das noch immer in ihr Schultertuch gewickelt war, wollte sie sich nicht trennen. John unternahm einen erneuten halbherzigen Versuch herauszufinden, was es war, entschied jedoch, ihr ihren Willen zu lassen, als sie bei jedem Versuch, sich ihr zu nähern, die Zähne fletschte wie ein wildes Tier.

Selbst im Bett hielt sie das Bündel noch fest, wie ein Kind seine Puppe. John hörte sie noch lange Zeit leise sprechen, doch schließlich erstarb ihre Stimme. Er lag noch eine Weile wach, dachte zurück an den geheimnisvollen Tod seines Sohns und überlegte,

was er mit Madge anfangen sollte. Er fragte sich, ob sie vielleicht beide verrückt geworden waren und alles, was geschehen war, nur eine Wahnvorstellung. Was für eine Macht konnte die grauenhafte und ungeheuerliche Verwandlung ihres Sohns verursacht haben? Vielleicht war es eine schreckliche unbekannte Krankheit gewesen. Jetzt würde er es nie mehr erfahren, und vielleicht war es ein Segen gewesen, dass der Tod so rasch gekommen war. Die Wege des Herrn waren unergründlich.

Draußen strich der Wind um das Haus und rauschte in den Bäumen. Von Zeit zu Zeit prasselten Regenböen gegen die Fensterscheiben. Trotz des Lärms der Elemente war John fast eingeschlafen, als er hörte, wie Madge wieder zu flüstern begann. Im kurzen Lichtschein eines Blitzes sah er nach ihr. Ihre Augen waren geschlossen, doch ihre Lippen bewegten sich:

»N'ga n'ga rhthl'g clretl ...«

Was für ein fantastisches Kauderwelsch kam da aus dem Mund seiner Frau? Er konnte in jener Abfolge rauer Konsonanten und Atemstöße kein ihm bekanntes Wort erkennen, doch die leise Stimme fuhr in einer Art von rhythmischem Singsang fort: »... ust s g'lggar septhulchu nyrcg ...«

Noch während er den unverständlichen Silben lauschte, schlief John Grant ein. Bevor der Schlaf ihn übermannte, bildete er sich ein, jenseits des Moors eine gewaltige dröhnende Stimme zu vernehmen, die grollte: »N'ga n'ga rhthl'g clretl ust s g'lggar septhulchu nyrcg ...«

Irgendwann gegen Mitternacht rissen gigantische Blitzschläge den Himmel entzwei. Von dem Lärm aufgestört erwachte eine gewisse Mrs. Sayres, deren Haus der vorübergehenden Bleibe der Grants am nächsten stand, gerade rechtzeitig, um die Hütte von einem blendenden Schein eingehüllt zu sehen, während zugleich ein Krachen erscholl, als ob Welten auseinanderbrechen würden. Mrs. Sayres meinte zu sehen, wie eine Art riesige grüne Masse sich auf dem Dach der Hütte ausbreitete und dann davonwackelte. Einen Moment lang war sie fassungslos und dachte, ein Blitzschlag habe das Haus an der Vadia getroffen. Doch schließlich sah sie im Widerschein des Himmels, dass die Hütte noch stand, bis ein heftiger Platzregen ihr vollständig die Sicht nahm. In der Überzeugung, dass nichts Schlimmes geschehen war, und verängstigt von der stürmischen Nacht, kehrte sie in ihr Bett zurück.

Am folgenden Tag sah niemand die verrückte Madge, und John Grant erschien nicht zur Arbeit. In jeder kleinen Stadt und jedem Dorf auf der ganzen Welt sind die Angelegenheiten der Nachbarn ein wichtiger Teil des eigenen Lebens, und als sich im Hause der Grants nichts rührte, wurde aus der müßigen Neugier der Dörfler rasch echte Besorgnis. Aberglaube und Spekulationen überschlugen sich.

Mehrere Klatschbasen erinnerten sich, die verrückte Madge auf der Vadia gesehen zu haben, wie sie irgendetwas fest an sich presste. »Und wissen Sie«, sagte die geschwätzige Mrs. Dakin, »Jack hat erzählt, dass er und Willy Grant und ein anderer Junge auf

dem Friedhof gewesen sind, lassen Sie mich überlegen ... das muss vor 14 Tagen gewesen sein oder vielleicht vor drei Wochen, und sie haben dort etwas gefunden, das heißt, Willy hat etwas gefunden und hat es mit nach Hause genommen, und Jack sagt, dass es anders war als alles, was er je gesehen hat, ein komischer kleiner Mann aus Stein, nur dass es eigentlich gar kein Mann war, und ich hab schon immer gesagt, dass von dem alten Friedhof nichts Gutes kommt, und jetzt haben wir den offensichtlichen Beweis, dass Gott ihn verflucht hat. Genau in jener Nacht, wissen Sie, brannte ihr Haus bis auf die Grundmauern nieder, mit dem armen Willy drin, und John hat es gerade noch geschafft, Madge rechtzeitig nach draußen zu bringen, und jetzt weiß man nicht, was mit den beiden passiert ist, den armen Seelen.«

»Vielleicht sind sie tot«, warf Mrs. Sayres eifrig ein. »Als ich den großen Blitz einschlagen sah, da sagte ich mir, gut, dass es *dich* nicht getroffen hat – womit ich natürlich mich meinte. Wahrscheinlich sind die beiden tot oder verletzt und warten darauf, dass jemand sie findet.«

»Natürlich«, fuhr sie entschuldigend fort, »konnte ich bei dem schrecklichen Sturm nicht nach draußen gehen. Gar nicht auszudenken, was mir hätte geschehen können, so schlimm war es.«

»Es könnte doch sein«, warf einer der etwas intelligenteren Dörfler ein, »dass die verrückte Madge so lange herumgeschnüffelt hat, bis sie noch eins von den komischen Dingen ausgegraben hat, so wie das, das Willy gefunden hat.«

»Also mir gefällt's nicht, wie's da aussieht«, fuhr Mrs. Dakin fort, »und wenn's nach mir gegangen wäre, dann wäre ich schon vor Jahren aus Isling fortgezogen, nur um von diesem Teufelsfriedhof wegzukommen. Der Sturm hat mich gestern Nacht geweckt und einen solchen Lärm gemacht, wie ich ihn noch nie gehört habe, und ich dachte, jemand ruft draußen irgendetwas, aber ich konnte kein Wort davon verstehen. Ich mochte diese Ausländer sowieso noch nie. Englisch reicht für mich, und es sollte für jeden reichen, wenn Sie *mich* fragen.« Und so ging es weiter.

Im Laufe des Nachmittags hatten Klatsch und Neugier ihren Siedepunkt erreicht. Es wurde beschlossen, Nachforschungen anzustellen. »Besonders«, wie eine der Klatschbasen vorausschauend bemerkte, »da es bald dunkel wird.« Nach einigem Hin und Her wurden drei Männer ausgewählt, die nachsehen sollten, ob irgendetwas nicht stimmte.

Sie gingen hinüber zu der Hütte und klopfen an die Tür, aber nur das Echo ihres Klopfens antwortete ihnen. Sie riefen nach John und Madge, fragten, ob alles in Ordnung sei, doch keine Stimme erklang aus dem Inneren des Hauses. In der folgenden Stille berieten sie sich kurz und kamen zu dem Schluss, dass es ihre Pflicht sei, drinnen nachzusehen.

Als sie die Tür öffneten, schlug ihnen ein so abscheulicher und ekelerregender Gestank entgegen, dass sie gezwungen waren, sich wieder zurückzuziehen, bis die übel riechende Luft sich wenigstens teilweise verzogen hatte. Als sie schließlich erneut eintraten, zwang der Gestank sie, Nase und

Mund mit Taschentüchern oder Hemdsärmeln zu bedecken.

Eine rasche Durchsuchung des Erdgeschosses blieb ergebnislos. Sie pausierten noch einmal an der Eingangstür, um Luft zu schöpfen, dann stiegen sie in das Schlafzimmer im Obergeschoss hinauf. Die Tür war ebenfalls geschlossen, aber dem Anschein nach nicht verriegelt. Dennoch ließ sie sich nicht öffnen. Offenbar war von innen irgendein schwerer Gegenstand dagegengeschoben worden. Mit wachsender Besorgnis stemmten die Dörfler ihre Schultern gegen die Tür und es gelang ihnen, sie weit genug aufzudrücken, um eintreten zu können. Sie hörten, wie etwas Schweres, das von der Tür zurückgeschoben wurde, über den Boden schleifte.

Drinne fanden sie zwei Tote. Der eine Leichnam war halb aus dem Bett gefallen und der zweite hatte sich offenbar in seinen letzten Sekunden beim Versuch zu fliehen an der Tür festgeklammert. Die verrückte Madge und John Grant waren tot – wenn die beiden entstellten Körper tatsächlich die ihren waren. Die mit Scharten und Löchern übersäten Massen grünlicher Verwesung wiesen keine Ähnlichkeit mehr mit einem von ihnen auf. Unter den entsetzten Blicken der Dörfler durchliefen die Leichen eine Veränderung, die schrecklicher war als jede optische Täuschung. Sie schmolzen zusammen und verwandelten sich von Fleisch zu Schleim, von Mensch zu Tier und von Tier zu Stein, eine abscheuliche Illusion, bei deren Anblick die drei Dörfler die Treppe hinabstürzten und die Flucht ergriffen, verfolgt von



einem Verwesungsgeruch wie aus tausend Gräbern, der ihre Lungen vergiftete und in ihre Seelen sickerte.

Die Leichenschau fand in einer von Geheimnis und Furcht elektrisierten Atmosphäre statt. Als Todesursache wurde »Tod durch Blitzschlag« festgestellt. Fragen, die sich nicht beantworten ließen, wurden umgangen. Wie konnte ein Blitz eine so unerhörte Veränderung hervorrufen? Warum waren die Leichen nicht verkohlt und wiesen keine Brandspuren auf? Was hatte die verrückte Madge auf der Vadia in der Hand gehalten? Was für eine Stimme hatte während des Sturms jene guttural dröhnenden Silben gerufen? Und wenn der Tod nicht durch einen Blitz verursacht worden war, was für eine böartige Kraft war dann am Werk gewesen? Keine menschliche Macht hätte eine so plötzliche und tiefgreifende Veränderung in der organischen Struktur der beiden Leichen hervorrufen können. Auch wenn er es selbst gern geglaubt hätte, verneinte der Dorfarzt, dass Madge und John einer Krankheit zum Opfer gefallen waren, denn der verblüffende Zustand der Leichen hatte keine Ähnlichkeit mit irgendetwas, das ihm je in seiner Praxis oder in medizinischen Büchern begegnet war. Das Fehlen jeglichen Motivs machte das Rätsel nur noch undurchdringlicher. Es gab keine Spuren von Gewalt. Mord und Selbstmord wurden als Erklärung verworfen, da es keinerlei Indizien in diese Richtung gab. Madges Schultertuch war leer. Was auch immer sie darin verborgen hatte, war verschwunden. Tod durch Blitzschlag war die einzige Erklärung, die übrig blieb, und eigentlich war es keine Erklärung. Aber Isling gab

sich mit dieser behelfsmäßigen Theorie zufrieden. Von nun an war nach Einbruch der Nacht niemand mehr auf der Straße zu sehen. Über jedem Haus hing der Schrecken, der in der Dunkelheit wandelt. Wer? Was? Warum? Und wie? – Auf diese Fragen gab es keine Antwort.

Durch die großen Tageszeitungen erlangte Isling über Nacht eine ungute Berühmtheit, denn die Geschichte war ganz nach dem Geschmack der Blätter. In ihren Spalten erschienen Berichte über den doppelten Todesfall, über die merkwürdigen Geschichten, die bei der amtlichen Untersuchung zur Sprache gekommen waren, und über die Legenden, von denen das Dorf voll war. Über diese verschlungenen Wege wurde Carter E. Graham, Professor für Archäologie und Anthropologie am Ludbury College für Geschichtswissenschaften, auf die Geschehnisse aufmerksam.



## II.

### DER TEUFELSFRIEDHOF

»Großer Gott«, sagte Graham leise zu sich selbst. »Bald muss es so weit sein!« Sein Kaffee wurde auf dem Tisch lauwarm, und der Toast war bereits kalt, aber er hatte sein Frühstück vergessen. Nach seinen mysteriösen Worten wandte er sich wieder der Morgenzeitung zu, um die halbe Spalte, die dem Geheimnis von Isling gewidmet war, noch einmal zu lesen. Aus irgendeinem Grund war die Geschichte für ihn von außerordentlichem Interesse und beanspruchte seine ganze Aufmerksamkeit.

Graham war Anfang 40. Er war ziemlich groß gewachsen, und seine schlanke Figur betonte seine Größe noch. Am auffälligsten an seinem Äußeren waren sein dichtes schwarzes Haar, sein dunkles, glatt rasiertes Gesicht und die tief liegenden Augen. Er bewegte sich mit einer Leichtigkeit, die ungenutzte Kräfte verriet. Die ruhige, sichere und methodische Art, mit der er sie ausführte, deutete darauf hin, dass er jede seiner Handlungen zuvor sorgfältig bedacht hatte.

Jetzt, nachdem er den Zeitungsbericht zum zweiten Mal durchgelesen hatte, saß er einige Minuten lang mit abwesendem Blick da, so als ob er über Erinnerungen nachdachte, die gerade in ihm aufgestiegen waren. Die Bilder, die vor seinem inneren Auge vorbeizogen, schienen mit dem, was er soeben gelesen hatte, auf den ersten Blick kaum etwas zu tun zu haben: Er dachte an die Forschungen, die er in Ägypten, in Tibet, in Stonehenge, zwischen Maya-Ruinen und auf der Osterinsel unternommen hatte. Vielleicht würde er eines Tages die Ergebnisse seiner Arbeit veröffentlichen, aber das war ihm immer unwahrscheinlich vorgekommen. Eine Zeit lang hatte er seine früheren wissenschaftlichen Interessen vernachlässigt, um die Hinterlassenschaften der Römer in England zu erforschen. Doch von einem Moment zum anderen hatte ein Zeitungsbericht jenes Fieber neu entfacht, das schon sein ganzes Leben lang in ihm brannte: ein kosmisches Rätsel, das mit gewissen uralten Überresten zusammenhing, die man auf der ganzen Welt verstreut gefunden hatte.

In dem Bericht aus Isling gab es einen Punkt, zu dem seine Gedanken immer wieder zurückkehrten: die beiläufige Erwähnung einer kleinen Statuette, die eine Gruppe von Jungen angeblich gefunden hatte, die aber seitdem wieder verschwunden war. Wenn der Zeitungsbericht zutraf und die kleine Skulptur das war, was er vermutete, dann würde er in seiner schon 20 Jahre dauernden Suche vielleicht einen großen Schritt vorankommen.

»Ist das möglich?«, fragte er sich selbst. »In Isling – keine 160 Kilometer entfernt. Und ich bin bis ans Ende der Welt gereist! Aber vielleicht hat der Reporter sich getäuscht. Wahrheit und Fantasie lassen sich in solchen Zeitungsgeschichten nie auseinanderhalten. Nun, es gibt nur einen Weg, das herauszufinden.«

Aus seiner Lethargie erwacht ging er zielstrebig zum Telefon hinüber, hob den Hörer ab und rief den Bahnhof an. In wenigen Sekunden stand die Verbindung.

»Hallo! Wann geht der nächste Zug nach Isling in Wiltshire?« Eine kurze Stille folgte. »Um 11:25 Uhr? Und wann kommt er an? Um 1:40 Uhr? Danke sehr.«

Während er den Hörer einhängte, sah er auf seine Armbanduhr. Es war jetzt Viertel vor zehn. Seine Entscheidung fiel im selben Moment, und unverzüglich machte er sich daran, eine Reisetasche mit allem, was für einen kurzen Aufenthalt notwendig war, zu packen. Wenn er länger brauchen würde, konnte er leicht noch einmal zurückkommen und weitere Sachen holen.

Bevor er aufbrach, studierte er eine Landkarte von England. Sein Gedächtnis hatte ihn nicht getäuscht: Isling lag etwa 14 Kilometer westlich von Stonehenge. Er nahm sich vor, nach dem Abstecher nach Isling auch Stonehenge noch einmal einen Besuch abzustatten.

In seiner Ungeduld schien ihm die Reise quälend lang. Er verbrachte die Stunden in Gedanken an frühere Ausgrabungen, die möglicherweise in einem Zusammenhang mit dem Vorfall in Isling standen.

Pünktlich um 1:40 Uhr erreichte der Zug Westmor, den nächstgelegenen Bahnhof, etwa 20 Kilometer nördlich von Isling. Nachdem er sich nach den Abfahrtszeiten der Züge für die Rückfahrt erkundigt hatte, durchstreifte er den Ort, bis er ein Taxi für die letzte Strecke des Wegs gefunden hatte. Auf der Fahrt überlegte er sich sein Vorgehen. Er würde sich unauffällig umsehen und dabei Neugierige meiden, es sei denn, dass er sich dazu entschließen würde, Ausgrabungen zu machen.

Es war bereits nach halb drei, als er sein Ziel erreichte, ein Dorf von etwa 200 oder 300 Einwohnern. Er wusste augenblicklich, dass in einem Ort wie Isling seine Ankunft innerhalb von einer Stunde in aller Munde sein würde. Doch es machte keinen großen Unterschied für ihn, außer dass er die Hoffnung auf jene Ungestörtheit, die er so schätzte, aufgeben musste.

Eine zusätzliche Ein-Pfund-Note überzeugte den Taxifahrer, bis acht Uhr abends auf ihn zu warten. Er rechnete damit, deutlich früher zurück zu sein, und wenn es sein musste, konnte er das Taxi immer noch zurückschicken und sich für eine oder zwei Nächte eine Unterkunft in Isling suchen.

Nach dem Weg zu fragen war in einem so kleinen Ort nicht nötig. Graham griff sich die Tasche, die er mitgebracht hatte, und ging als Erstes zur Vadia, die, wie er dem Pressebericht entnommen hatte, Isling im Westen umrundete und dann weiter in nördliche Richtung verlief. Einen guten Kilometer nachdem er auf die alte Kopfsteinpflasterstraße eingebogen war,

stieß er auf den Teufelsfriedhof. Aufmerksam registrierte er, dass die Vadia einige Meter vom Friedhofstor entfernt einfach aufhörte. Entweder war der Begräbnisplatz älter als die Straße, oder man hatte einen Teil der Straße abgetragen, um Platz für den Friedhof zu schaffen. Beides schien gleichermaßen unwahrscheinlich.

»Auch das sollte man sich später noch einmal genauer ansehen«, dachte er, doch jetzt konnte er der Frage keine Beachtung schenken. Ihm blieben für seine Erkundungen weniger als vier Stunden, da seine Armbanduhr anzeigte, dass es schon nach drei war, als er den Friedhof betrat.

Er stellte seine Tasche ab, öffnete sie und nahm einen kleinen Klappspaten, eine ebensolche Spitzhacke und einen Geologenhammer heraus, ließ sie jedoch zunächst neben der Tasche liegen, um sie rasch griffbereit zu haben, während er die potenzielle Ausgrabungsstätte in Augenschein nahm. Das Gelände war von unregelmäßiger Kreisform und hatte einen Durchmesser von geschätzt 200 Metern. Es befand sich auf einer niedrigen Anhöhe, die in alle Richtungen sanft abfiel. Offensichtlich hatte sich schon seit Jahren niemand mehr um den Friedhof gekümmert. Er war von Unkraut und Brombeersträuchern überwuchert, ausgebleichte Grabsteine neigten sich zur Seite oder waren vollständig umgestürzt, und einige flache Vertiefungen im Boden markierten die Stellen, wo die Erde hölzerne Särge wieder in sich aufgenommen hatte. Graham ging über den gesamten Friedhof, prägte sich die Wege ein und studierte

geistesabwesend die Inschriften. Viele waren unlesbar, doch von denen, die er entziffern konnte, stammten die jüngsten aus der Zeit Königin Elisabeths.

Zufrieden mit seinem Rundgang, der dort endete, wo er begonnen hatte, ergriff er sein Werkzeug mit einer Zielstrebigkeit, als ob er gefunden hätte, wonach er suchte, und wandte sich dem höhergelegenen Zentrum des Friedhofs zu. Dort angekommen, sah er sich erneut aufmerksam um. Enttäuscht legte er die Stirn in Falten.

»Merkwürdig«, murmelte er. »Irgendetwas stimmt nicht. Wenn ich nicht mein Leben lang einem Phantom nachgejagt bin, dann müsste hier ein Altar oder ein Monument stehen. Aber da ist nichts, absolut nichts.« Einen Moment lang stand er ratlos da, denn er konnte keinerlei Anzeichen dafür entdecken, dass es an der betreffenden Stelle je irgendeine Art von Monument gegeben hatte. Doch als er weiterging, bemerkte sein scharfer Blick Hinweise darauf, dass sich erst vor Kurzem jemand im Gestrüpp zu schaffen gemacht und sogar in der Erde gegraben hatte. Mit neuer Hoffnung kniete er sich vor seiner Entdeckung hin. In der Mitte einer Fläche niedergetretener Vegetation von kaum einem Meter Durchmesser war die Erde frisch aufgeworfen. Das war alles, was er sah, aber es genügte. Er kratzte das Unkraut beiseite und begann mit seinem Spaten vorsichtig in kleinen Portionen die Erde abzutragen. Er hatte erst wenige Minuten gegraben, als er auf etwas stieß, das ein dumpfes metallisches Geräusch von sich gab. In fiebriger Erregung ließ er den Spaten fallen und



scharfte mit bloßen Händen die Erde weg. Eine grünlich graue Steinoberfläche kam zum Vorschein, seine Hände bewegten sich schneller, der Schweiß lief ihm über die Stirn und tropfte von seinen Augenbrauen hinab. Nach einer weiteren Minute konzentrierter Arbeit war es geschafft. Mit einer Vorsicht, als handelte es sich um Nitroglyzerin, hob er seinen Fund aus der Grube.

Während Graham den Gegenstand mit einer Mischung aus Überraschung, lange unbefriedigter Entdeckerfreude und Abscheu untersuchte, die sich abwechselnd oder gleichzeitig auf seinem Gesicht spiegelten, schien für einen flüchtigen Moment ein Schatten die Sonne zu verdunkeln, der Tag verfinsterte sich und die Zeit öffnete ihren uralten Schoß. Graham hielt eine etwa 50 Zentimeter hohe Statuette in den Händen, die aus einem ihm unbekanntem Material angefertigt war, das anscheinend weder Metall noch Stein war. Die gesamte Oberfläche war auf eine merkwürdig abstoßende Art mit Löchern übersät, die entfernt an Pockennarben erinnerten. Sie war von ölig-grüner Farbe und hatte die widerwärtige Anmutung von Fäulnis und Verwesung. Doch am abscheulichsten war die grässliche Illusion, die sie auslöste: Während er sie in den Händen hielt, durchlief die Skulptur eine Reihe von Verwandlungen und wurde von etwas Lebendigem zu Stein und dann zu einer abgründigen, vorzeitlichen Abscheulichkeit, bei deren Anblick sich sein Herz zusammenkrampfte. Seine Hände packten das obszöne Ding fester, dessen Umriss vor seinen Augen in einer Folge seltsamer Metamorphosen

unaufhörlich vor und zurück waberte, und jedes Mal wenn eine solche Verwandlung begann oder endete, wenn das Ding sich rückwärts durch kosmische und vergessene Äonen der Zeit in ein Grauen verwandelt hatte, das schon alt gewesen war, noch bevor menschliche Rassen die Erde bevölkerten, alt schon, als eine flüssige Welt brennend aus entsetzlichen Feuernebeln hervorging, schien es ihm, als ob es sich wie eine pilzförmige Wolke über ihm ausbreitete und ihn in sich aufnahm, während es himmelwärts emporschoß wie ein Titan, der von den Sternen gekommen war.

Auf seinen Reisen hatte Carter Graham viele merkwürdige und furchterregende Dinge gesehen, doch bis zu diesem Moment, als er ein abstoßendes Bildnis aus dem Nichts in seinen Händen hielt, ein Bildnis, das auf unbeschreibliche, aber gebieterische Weise von einem Alter zeugte, das sich jedem Begreifen entzog, hatten seine stählernen Nerven noch nie panische Furcht kennengelernt. In seinem Kopf wirbelten rasende Gedanken, und beinahe hätte er das Ding zurück in die Grube geworfen, um es wieder in sauberer Erde zu begraben, doch dann ergriff erneut eine unheilvolle Faszination von ihm Besitz und mit einem Mal verspürte er den Impuls, die Statuette an sich zu nehmen und wegzulaufen.

Mit enormer Willensanstrengung, die Schweißperlen auf sein Gesicht und seine Stirn treten ließ, gelang es ihm, den Bann zu brechen, der seine Seele wie ein geschlechtsloser Sukkubus in eitriger Umarmung hielt. Seine Hände zitterten, doch er legte das Bildnis sorgfältig neben sich auf den Boden

und wandte seine Aufmerksamkeit erneut der Grube zu, die er gegraben hatte. Als erfahrener Archäologe sagte ihm sein Instinkt, dass große Entdeckungen selten an der Erdoberfläche gemacht werden und er noch tiefer graben sollte. Er hob den Spaten und machte sich wieder an die Arbeit.

15 Minuten, eine halbe Stunde, eine Stunde vergingen wie im Flug. Mit seinem viel zu kleinen Spaten kam er nur langsam voran. Er benutzte jetzt auch die Spitzhacke, um die Erde zu lockern und sie leichter aus der Grube schaufeln zu können. Es wurde sechs Uhr, dann 6:30 Uhr. Es blieb nur noch eine halbe Stunde, wenn er sein Taxi noch in Isling antreffen und den Zug zurück nach London erreichen wollte. Er hatte die Hoffnung auf weitere Entdeckungen schon aufgegeben und war kurz davor, seine Arbeit zu beenden, als ein Schlag seiner Spitzhacke von demselben dumpfen metallischen Geräusch beantwortet wurde, das er schon einmal vernommen hatte.

Was immer Graham erwartet hatte, er hatte nicht damit gerechnet, auf ein zweites Bildnis zu stoßen. Die Überraschung zeichnete sich deutlich auf seinem Gesicht ab. So schnell und vorsichtig wie möglich schaufelte er das Erdreich aus der Grube. Er hätte in jedem Fall nicht viel tiefer graben können, überlegte er grimmig. Er war gerade noch in der Lage, aus eigener Kraft aus dem fast drei Meter tiefen Loch, das er ausgehoben hatte, hinauszusteigen. Im Westen sank die Sonne rasch und er arbeitete schon im Halbdunkeln.

Nach und nach legte er eine glatte Oberfläche aus demselben schleimig-grünlichen Material frei,

aus dem auch die Statuette bestand. Das, worauf er gestoßen war, war doch keine zweite Skulptur. Ein rascher Blick auf seine Armbanduhr sagte ihm, dass es Viertel vor sieben war. Er entfernte noch einige Schaufeln Erde, dann ließ er sich auf die Knie nieder, um die etwa einen Quadratmeter große Platte, die er freigelegt hatte, zu untersuchen.

Graham musste sich eingestehen, dass er ratlos war: Es sah so aus, als hätte er den archäologischen Rätseln, vor denen die Wissenschaft stand, bloß ein weiteres hinzugefügt. Zwei Gruppen von Buchstaben, die keiner Bild-, Zeichen- oder Buchstabenschrift ähnelten, die er kannte, waren einander gegenüberliegend tief in die Platte eingemeißelt. Die Inschriften, wenn es sich überhaupt um Inschriften handelte, wurden durch eine Reihe von Symbolen voneinander getrennt, deren vorherrschendes Zeichen ein von einem Kreis umschlossenes Rechteck war.

Je genauer er seinen Fund untersuchte, desto weniger verstand er ihn. Er fühlte sich wie ein Sprachwissenschaftler beim Anblick der Hieroglyphen vor der Entdeckung des Steins von Rosetta. Er bedauerte, dass er keine Zeit hatte, um eine Transkription der Inschrift anzufertigen, doch die Ausbeute seiner nachmittäglichen Arbeit war reichlich genug gewesen, und es würde in Zukunft noch Gelegenheit zu weiteren Untersuchungen geben. Er warf einen letzten Blick auf die Symbole und ließ seine Finger vorsichtig über die freigelegte Fläche gleiten.



**Donald Albert Wandrei** (\* 20. April 1908 in Saint Paul, Minnesota; † 15. Oktober 1987 ebenda) war ein US-amerikanischer Autor von fantastischer Literatur sowie Lyriker und Herausgeber.

Ende 1927 reiste er per Anhalter von Minnesota nach Rhode Island, um dort seinen Brieffreund H. P. Lovecraft zu besuchen, der mit ihm zusammen anschließend mehrere Reisen unternahm.

1939 gründete Wandrei gemeinsam mit August Derleth den Verlag Arkham House, um das literarische Erbe von Lovecraft vor dem Vergessen zu bewahren.